Offener Schreibebrief von Philip Sauerampfer's Vetter, John Stramper.

Copyrighted 1898 by H. H. COLEMAN.

New Yort, Februarn 3d. 1899.
Mister Editor.

Mit die Grüne, wo dschöß von Dschörminie komme thue, henn ich auch nix im Sinn. Sie thue kei Englisch net önderschtände änd wenn man Dschörman zu zu sie schpreche thut, so thue sie das auch net önderschtände. Ich glaub die Leit in Dschörmanie müsse e fönne Länguitdsch rede, bikohs e plähn änd ordinärie Dschörman könne se net kapiere. Wir hen in unsere Büsineß mit die Porters nix wie Trubel gehett. Alle Woch hat se der Onkel die Baunß gegewe, bikohs se hen geschtohle, wenn se ßober ware änd wenn se net geschtohle hawwe, denn hen se den Whiskie zu sehr gegliche, so daß se ahlmohst jede Tag e Kischt gerehsd hawwe änd insted von ihre Arbeit nix wie Dämmädsches gethan hawwe. Letzte Woch sag ich zu dem Porter: „Jim Du kannschst mal in den Celler gehe änd zwei Demijohns voll Whiskie aus dem grohe Bärrel, wo nexk zu die Schtährkäs is, tappe." Well er is herunner änd ich hen gar nit mehr an ihn gedenkt, bis mir nach ebaut e halwer Schtund einfalle thut, daß der Kerl gar net ritour gekomme is. Well ich bin denn herunner in den Celler änd wo ich die Bescheerung seh, denk ich, ich sollt verplatze. Da thut der Kerl bei dem Bärrel liege mit e Kischt so hoch wie e Haus änd ßnohre, daß sich die Balke biege änd der Fahßet von dem Bärrel is offe änd das Bärrel halb ausgeloffe. Der Onkel hat e fürchterliche Räckt gerehsd änd den Felloh ät wonz gebaunßt, böt sei Whiskie war weg änd Dämmätsches konnt er von den Lohfer net kriege. So meint der Onkel, die Fellohs, wo in diese Köntrie gerehsd wäre, thäte alle net gut thue änd er wollte Daun Taun zu die Dschörmän Soßeitie gehe änd sehe, ob er dort net e gute grüne Felloh kriege könnt, wo onneit wär änd Willens zu schaffe.

Well ich bin denn mit dem Onkel gegonge änd wir hawwe auch e Felloh gefunne, wo prittie smart zu seie schien, böt wo der Onkel ihn engädsche wollt, sagt er, er wär märried änd sei Weif müßt auch mitgehe. So äskt ihn der Onkel, ob se koche änd Hauswork thue könnt änd wo der Felloh sagt, sie könnt Alles schaffe, so hat der Onkel se beid engädschd, den Felloh als Porter änd sei Weif als Haus-Görl. Am nexte Morgen hen ich den Felloh denn inströtted, was er zu schaffe hätt, den Saluhn änd die Großerie ßwiepe, die Bottels änd Glässes schpühle änd die Täbels änd Tschärs zu weipe änd klien zu halte. Er war auch willens zu schaffe, onlie daß er noch net recht händie war, böt der Onkel hat gemeint, daß werd er noch lerne. Well der Onkel hat e gud männie Koschtümers, wo Wein änd Whiskie bei die Dosend Bottels kaufe änd der Porter muß die Bottels hinbringe. Wir hen zuerscht e Zeit gehett, bis der Grüne sich in die Schtriets zurechtfinne konnte, böt nach e Weil hat er sich halbwegs ausgefunne, so daß wir en zu die Kostümers schicke konnte. So sagt letschte Woch der Onkel zu em: „Bill, hier seie e Dosend Bottels Whiskie, die thuschte zu e Mjusischän Henry Schulz nehme, wo an der Corner von Avenue B. änd 17. Schtraße wohne thut im dritte Schtock rechts. Unte im Haus is e Händie Schtohr, so kannschte es gar net misse. Well der Felloh thut sei Kapp uffsetze, nimmt sei Bäsket änd is losgeschtiege. Es dauert ebaut zwei Schtunne änd er thut net ritour komme, so daß der Onkel ganz önisie geworde is änd gedenkt hat, es wär em was gehäppend. Nach ebaut drei Schtunne kommt der Bill ritour änd wo der Onkel ihn äske thut, wo er so lange geschtickt hätt, äntßert er, er hätt solch e Trubel gehett, den Koschtümer zu finne. „Well, hascht 'en denn gefunne änd dei Sach richtig hingebracht?" äskt der Onkel. „Schuhr!" äußert der Bill, böt am Korner thut er net mehr wohne." „Dann is er wohl genuhgt?" äskt der Onkel. „Oh no", äußert der Felloh, „des net. Er wohnt auch net im dritte Stock, böt im Bösement, änd net rechts, böt linter Hand, er is auch gar kei Mjustschän net, böt e Wheitwascher änd er thut auch gar net Henry Schulz heiße, böt Chrischt Meier." So hallert der Onkel: „Du großer Esel, da haschte ja die Order an die falsche Partie gebracht!" „Oh no," äußert der Bill, „Mr. Schtramper, das kann net seie, denn wo ich ihn geäskt hab, ob dies der Plähß wär, wo die Dosend Bottels Whiskie hinbelange thäte, hat er gleich geäußert: „Schuhr, du thuscht grad recht komme, schtell dei Bäsket nur uff den Täbel."

Well der Onkel hat gedenkt, er sollt verplatze, änd is mit dem Bill los zu den Kerl hin, wo er den Whiskie gelasse. Wo se hereinkomme, sitzt e ganze Gäng von die Lohfers äraund den Täbel änd hen von den Whiskie Punsch gemacht änd wo der Onkel an zu kicke fängt änd das Monnie for den Whiskie imänded, lacht der Mister-Meier änd äußert: „Well, Mr. Stramper, ich bin ßorrie, böt heit is mei Börthday änd da hen ich gedenkt, e Frend wollt mich ßörpreiße. Bezahle kann ich Ihre Whiskie net, bikohs daß ich kei Monnie net hawwe änd ritörne kann ich en auch net, bikohs daß wir ein schon getrunke hawwe, böt die emtie Bottels änd den Bäsket könne se hawwe." Well was sollt der Onkel mache? Er hat die ganze Woch gegrault änd den Bill einen Esel über den annern geheiße, böt der Whiskie war weg änd sei Wädsches mocht er es den Bill auch net abziehe, bikohs daß er sonst e guter Wärker war.

Böt den Billie sei Weif hat dieselbe Woch solch e Räckt mit der Aent gehett, daß se fort ging änd so is der Bill auch wieder weg änd wir müsse wieder en annern Porter hönte.

Die Aent hat e ganze Lot Kleider gehett, wo se zum Dei-Haus schicke wollt, um se schwarz deie zu lasse, so sagt Bill's Weif, wo Märie hieß: „Oh Mrs. Stramper, da brauche se die Klohs net nach e Dei-Haus zu schicke, ich hen e Reciet, Klohs schwarz zu färbe, was einige Dei-Haus biete thut. Well die Aent denkt, das wär fein änd sie könnt das Monnie ßähwe, so läßt se sich das Reciet uffschreibe änd die Märie schreibt es uff: „5c Seifenwurzel, 5c Blaufalz änd 5c Leim. Tüchtig koche änd setzen lassen." Damit, sagt die Märie, sollt se die Klohs bröschie, denn thäte se wie neu werde.

Well am annern Tag kocht die Alte den Schtoff zusamme änd bürschtet ihre änd der Jennie ihre Dresses damit änd da se noch e Rescht in dem Kessel hawwe that, so bürschtet se auch noch dem Onkel sei schwarze Prinz Albert Suht änd sei Overkoat. Dann thut se se in die Attic uff die Lein hänge, um se zu dreie. Wo se am annern Morgen die Klohs abnehme will, seie se voll Hohls änd der Leim hat die ganze Woll herunnergefresse, sodaß die ganze Geschicht geruind war. Böt da hätte Se mal die Alte höre solle. Gehallert hat se wie e Fischweib änd der Märie e Pieß von ihre Meind gegewe, daß kei gutes Haar an ihr gebliebe is. Die Marie hat gekreid, wie e Bäbie änd gesagt, das Reciet wär ahl reiht; die Aent müscht es falsch gemacht hawwe. „Was?" schreit die Aent, „falsch gemacht? Hier hascht' es uffgeschriebe änd den Leim hen ich gar net e Mal alle gejuhsd, bikohs ich hen e ganze Bucket voll gekriegt, da sayteht der Rescht noch im Bucket." Wo die Märie das sieht, hallert sie: „Kei Wunner, Mrs. Schtramper, sie hen ja Kalk genomme änd ich hen geschriewe: „Leim", wo die Tischlers mit leime thue!" Die Aent thut se erscht ankucke, als ob se se net önderschtände thät, denn sagt se: „Ach, du hascht wohl Glue gemeint? Warum thuscht du dumme Gans denn net richtig Deitsch schreiwe, daß man es önderschtände kann. Ich sag doch, diese griene Deitsche seie zu nix gut. Net e Mal ihre eigene Schprach könne se richtig schreiwe. Well se hen sich denn geschtritte, wer reiht sei änd seinellie hat die Marie ihre Trönk gepackt änd is los, änd die Aent sagt immer noch, sie wär reiht: „Leim wär Leim änd kei Glue net."

Ihr
John Stramper.

Billiger Herrscher.

Der König von Samoa bezieht $11.25 pro Woche.

Die Civil-Listen der Herrscher dieser Erde schwanken ja im Allgemeinen sehr bedeutend, daß es aber einen „König" mit elf Dollars und 25 Cents Wocheneinkommen geben könne, wird kaum Jemand vermuthen. Und doch bezieht dieses gewaltige Honorar der durch die Berliner Generalakte von 1889 allerdings in seinen Machtbefugnissen arg beschränkte, doch seinen Rang als Souverän noch immer einnehmende König von Samoa, dessen Einkommen durch jene Akte ursprünglich auf $1800 bestimmt worden war, während sein oberster Landesrichter $6000 und der Vorsitzende des „Staatsrathes" $5000 Gehalt bezogen. Auch dieses mikroskopische königliche Einkommen wurde später auf den dritten Theil und obendrein dadurch, daß es in amerikanischer Währung ausgezahlt wurde, noch so weit herabgesetzt, daß es jetzt für die Woche ganze $11.25 beträgt.

Trotzdem ist der anspruchlose „Monarch" sehr glücklich, wenn die fürstlichen Damen des Hauses auch persönlich der Küche vorstehen und ihm zu seinen beliebten Ausfahrten nur ein Wägelchen mit einem Pferde übrig geblieben ist, das sich geschmeichelt fühlen würde, wenn es bei uns einem Leichenwagen vorgespannt wäre.

Se. Samoanische Majestät geht auch gewöhnlich — barfuß und kleidet sich höchst nothdürftig in der Weise der Insulaner. Meist verkehrt er in solchem Aufzuge mit wenigen, ihm persönlich befreundeten einheimischen Familien, nur bei den Ausfahrten, bei denen er in loyalster Weise begrüßt zu werden pflegt, legt er eine ihm vom König von Hawaii geschenkte Staatstracht an und erscheint dann in blauer, reich mit Gold gestickter Uniform, mit dem Degen an der Seite und mit dem Großkreuz des vornehmsten Hawaii'schen Ordens auf der Brust. Selbst von fremden Mächten wird sein Rang wenigstens äußerlich noch respektirt. Sobald ein Kriegsschiff in den Hafen von Apia einläuft, begrüßt es die über des Königs Landhause wehende rothe Flagge mit weißem Kreuz und Stern mit 25 Kanonenschüssen, die Se. Majestät dankbar in gleicher Zahl erwidert.

Sein Check „N. G."

Humoristische Episode aus dem amerikanisch-spanischen Kriege.

Die folgende heitere Geschichte aus dem amerikanisch-spanischen Kriege, die, wenn sie auch nicht wahr sein mag, doch jedenfalls den Vorzug hat, gut erfunden zu sein, erzählt der Clevelander „Plain Dealer".

Unter Denen, die sich beim Ausbruch des Krieges in einer Anwallung von Patriotismus bei der Nationalgarde anwerben ließen, befand sich auch ein reicher Deutscher aus Wisconsin.

Eines Abends, als die Truppen im Lager weilten, wurde er angewiesen, bei einem Munitionswagen Wache zu stehen. Kalt war's, und der Regen floß in Strömen herab. Eine Zeit lang ging unser Gerdist aus Wisconsin monotonen Schrittes auf und ab, aber schließlich verlor er doch die Geduld. Er veranlaßte einen Corporal, ihn auf so lange abzulösen, bis er den Obersten sprechen könnte, und begab sich dann zu dem Kommandanten des Regiments.

„Colonel," fragte er den Kommandanten, „was ist der Werth des Munitionswagens, bei dem ich Wache stehen muß?"

Der Oberst, der den Deutschen gut kannte und ihm auch, wie fast jeder Andere im Regiment, wohl gesinnt war, konnte sich die Frage nicht erklären und fragte selbst lächelnd:

„Was der Werth des Wagens ist?"

„Ja, was sein Werth beträgt. Vielleicht fünfhundert Dollars?"

„Mehr als das," bemerkte der Oberst.

„Sind es tausend Dollars?"

„Das wird so ziemlich das Richtige sein," meinte der Oberst.

„Dann will ich Ihnen meinen Check für tausend Dollars geben, erlösen Sie mich aber von dem Wachestehen und lassen Sie mich in mein Zelt gehen, damit ich mich ausschlafen kann," sagte naiv der reiche Soldat.

Der Oberst konnte sich wegen dieses Gesuches anfangs vor Staunen kaum fassen, dann aber, als ihm das Komische desselben recht klar wurde, brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Der Deutsche mußte auf seinen Posten zurückkehren, doch ließ ihn der Oberst bald ablösen.

Der Mann in der Scheune.

Amerikanische Erzählung von Sewell Ford.

Es war im Jahre des Krieges 1812.

An einem klaren, kalten Dezembermorgen, wie man sie im unteren Quebec an der Grenze von Vermont häufig hat, ging Elisabeth Brewers nach der Scheune, um für ihr Lieblingspferd einen Maiskolben zu holen. Als sie die Thür öffnete, sah sie einen Mann vor sich. Er hatte von der Thür abgewandt gestanden und wahrscheinlich durch die Ritzen der Wand nach der Straße hingeschaut, drehte sich nun aber um. Er war schlank und jung und trug den Milizhut mit der Kokarde, war sonst aber in Civilkleidung.

„Nun, mein Herr?" fragte Elisabeth.

„Nun, mein junges Fräulein?" erwiderte der Eindringling ebenfalls in fragendem Tone und sah ihr ruhig in's Gesicht.

„Darf ich fragen, was Sie in meines Vaters Scheune zu suchen haben? Ich bestehe auf Antwort, mein Herr," fuhr sie fort, als er schwieg.

„In diesem Falle gehorche ich: Die Festungsgarnison manövrirt heute dort auf dem Felde. Ich bin hier, um die Bewegungen zu beobachten. Ich betrat Ihres Herrn Vaters Scheune, weil die undichten Wände bequemen Ausblick und zugleich Schutz gewähren."

„Sie sind ein Feind meines Landes — ein Spion! Ich werde Sie den Autoritäten als Gefangenen ausliefern!"

„Ich war Ihr Gefangener von dem Augenblicke an, als ich zuerst in Ihre Augen sah."

„Sie reden Unsinn, mein Herr. Was soll ich mit Ihnen beginnen?"

„Nun, was Sie gewöhnlich mit Ihren Gefangenen thun."

„Ich — ich habe noch nie einen gehabt."

„Dann müssen die Männer in dieser Gegend alle blind sein."

Elisabeth machte bei dieser Unterbrechung eine ungeduldige Bewegung.

„Mein Vater und Hauptmann Rylance von der Garetson-Garde sind in Hörweite," fuhr sie fort, „wenn ich rufe, kommen sie herbei und nehmen Sie gefangen. Bilden Sie sich nicht ein, daß Ihre Schmeichelworte mich bestechen können, Sie nicht preiszugeben! Es geschieht nur, weil ich mit dem Kriege nichts zu thun haben will und Ihnen nichts Böses wünsche. Sie können jetzt gehen, mein Herr; aber bitte, schnell!"

„Ich danke Ihnen, Fräulein, aber seien Sie versichert, nie habe ich mein geringes Leben mit größerem Widerstreben gerettet. Da ich Ihren Namen ebenfalls erfahren habe, sollen Sie auch den meinen wissen: ich heiße Mathias Alden, bin aus Vermont vom Stabe des General Hampton. Leben Sie wohl, aber vergessen Sie nicht, daß ich noch Ihr Gefangener bin." Und bevor Elisabeth es verhindern konnte, hatte der junge Mann sie eine Sekunde lang in den Armen gehalten und seine Lippen auf die ihren gedrückt. Dann verschwand er hinter der Scheune.

Was Elisabeth dabei dachte, ist schwer zu sagen. Aber als sie drei Stunden später erfuhr, daß Alden nach verzweifeltem Kampfe gefangen genommen und im Dorfgefängniß eingesperrt sei, schlüpfte sie nach dem Dunkelwerden aus dem Hause und schlich nach dem Gefängnisse.

Der Mond schien hell und sie stellte sich in den Schatten des alten soliden Steingebäudes. Aus einem vergitterten Fenster des oberen Stockwerkes drang ein schwacher Lichtschimmer. Elisabeth las einen zerbrochenen Eiszapfen, der vom Dache gefallen war, von der Erde auf und versuchte, ihn an die Fensterscheibe zu werfen. Aber sie verfehlte ihr Ziel um wenigstens fünf Fuß. Da öffnete sich das Fenster und Mathias Alden sah heraus.

„Was geht da unten vor?" fragte er.

„Ich uin es — Elisabeth," kam die Antwort zurück. „Man hält Sie als Spion fest?"

„Ja."

„Man wird Sie erschießen?"

„O, jedenfalls nicht vor Ablauf einer Woche. Hauptmann Rylance war so gütig, mir mitzutheilen, daß er erst auf den Befehl seines Vorgesetzten in Kingston warten würde. Möchten Sie mir helfen?"

„Wodurch?"

„Indem Sie mir etwas Blei verschaffen!"

„Was wollen Sie mit Blei?"

„Einen Schlüssel machen zur Gefängnißthür. Glauben Sie, daß Sie mir so etwas zuschmuggeln könnten?"

„Nein, nein, verlangen Sie das nicht von mir — es wäre ja Verrath! Aber warum benutzen Sie nicht die Löffel dazu?"

„Der Wächter ist zu vorsichtig, er nimmt sie immer mit fort."

„Er ist ein guter Wärter. — Ginge Silber ebenso gut?"

„Ja, gewiß! Ich könnte es in meinem Wasserbecher im Kamin schmelzen und in der Asche gießen.

„Es fiel mir gerade ein, daß er Silber bei Ihnen vermuthen möchte."

„Er kann ohne Sorge sein, ich habe keins."

„Das ist gut! — Ich kam nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie noch um Verzeihung zu bitten haben wegen Ihres Benehmens am heutigen Morgen."

„Ich bitte demüthigst um Verzeihung, daß ich nicht zwei Küsse geraubt habe."

„Sie sind sehr frech, mein Herr! Gute Nacht."

„O, Elisabeth — Elisa ..." Umsonst! Sie war fort.

* * *

Seitdemt die Kompagnie des Hauptmann Rylance in dem kleinen Grenzorte im Quartier lag, hatte dieser eine große Bewunderung für Elisabeth's graue Augen an den Tag gelegt. Aber er fühlte, daß sie ihm aus dem Wege ging und das ärgerte ihn. Diese Dorfschönheit schien seine glänzende Uniform nicht zu würdigen. Daher war er recht überrascht, als er am Morgen nach der Gefangennahme des Spions Elisabeths Besuch empfing. Sie kam in Begleitung ihres Vaters, der mit dem Hauptmann auf sehr gutem Fuße stand. Herr Brewers erklärte, daß Elisabeth sich gern das Leben der Soldaten einmal ansehen möchte. Bereitwilligst führte der galante Hauptmann sie in der Festung umher. Elisabeth benahm sich äußerst liebenswürdig und als sie alles Sehenswerthe in Augenschein genommen hatte, erlaubte sie ihrem gefälligen Führer, sie nach Hause zu begleiten. Vor dem Gefängniß blieb sie stehen. Ein nach der Straße gehendes Fenster war geöffnet und Mathias Alden sah hinaus.

„O, Herr Hauptmann," sagte Elisabeth, „ist das der Yankeespion, der gestern gefangen genommen wurde?"

„Ja, derselbe," erwiderte der Hauptmann. „Sind Sie loyal genug, um zu wünschen, daß er erschossen werde?"

„Nein! Ich möchte nicht, daß irgend ein Mensch erschossen würde. Indeß, wenn er ein Spion der Yankees ist, so verdient er Strafe. Ich möchte ihn wohl — schneeballen."

Dabei lachte sie hell auf und der Hauptmann fand dies Lachen ganz allerliebst. Er ging auf ihren eigenartigen Einfall ein und erwiderte: „Gut, das sollen Sie."

Elisabeth zog ihre Hände aus dem Muff und ballte den weichen Schnee zusammen, während der Hauptmann dabei stand und über ihren Uebermuth lachte. Mit Verwunderung folgte der Mann am Fenster ihre Bewegungen.

„O, ich könnte ihn aber nicht treffen, Herr Hauptmann," sagte Elisabeth, „Sie müssen für mich werfen."

„Schön! Jetzt geben Sie Acht. Ich pflegte ein vortrefflicher Ballspieler zu sein; vielleicht habe ich diese Fertigkeit noch nicht verloren."

Der Hauptmann nahm den recht fest gedrückten Schneeball aus Elisabeths Händen entgegen und warf ihn nach dem offenen Fenster zu, an dem der Gefangene stand. In schnurgrader Richtung flog das Geschoß auf den erstaunten Gefangenen los, der sich niederducken mußte, als der Ball durch die Gitterstäbe des Fensters hindurch an die gegenüberliegende Wand der Zelle schlug.

„Herrlich, herrlich!" rief Elisabeth, welche mit ängstlicher Spannung die rTeffsicherheit des Hauptmanns Rylance beobachtete. Sie bückte sich von Neuem in den Schnee und rief lebhaft dem Hauptmann zu „Hier, Herr Hauptmann tRylance, ich mache noch einen Ball; werfen Sie denselben auch noch hinauf!"

Alden beobachtete die Vorbereitungen zu dem zweiten Wurf mit einem eigenthümlichen Ausdruck im Gesicht; als aber auch noch ein dritter Schneeball an seinem Kopf vorbeisauste, schien er einen ebenso großen Spaß daran zu haben, wie der Hauptmann oder Elisabeth selber.

„Er ist wenigstens ein gutmüthiger Mensch, obgleich er ein Spion ist," sagte Elisabeth, „kommen Sie, wir wollen ihn jetzt in Ruhe lassen."

Und damit gingen sie beide fort.

Elisabeths Benehmen war seltsam. Hauptmann Rylance sah aber nichts weiter darin, als die reizende Laune eines übermüthigen Weibes. Noch sonderbarer jedoch war die Unterhaltung, welche später an jenem Abend vom Hinterfenster des Gefängnisses aus zwischen Alden und Elisabeth, die unten im Schatten stand, geführt wurde.

„Hat Hauptmann Rylance Ihnen genug Silber geschickt?" fragte Elisabeth.

„Ja," antwortete Mathias Alden leise; „aber wie sind Sie auf diese List gekommen?"

„O, ganz einfach: ich konnte mich nicht überwinden, einem Feinde meines Landes zur Flucht zu verhelfen; aber ich dachte, wenn Hauptmann Rylance es thäte, könnte niemand mich dafür tadeln. Ich hatte die Silbermünzen in meinem Muff, und da müssen sie wohl beim Formen ohne meine Absicht mit hineingerathen sein."

Dies war das Ende der Unterhaltung.

Alden machte den Schlüssel und bewerkstelligte seine Flucht, ehe sein Todesurtheil unterschrieben war. Daß er noch vor dem Ende des Krieges Gelegenheit fand, Elisabeth zu treffen, und sie schließlich trotz der Bemühungen des Hauptmanns Rylance und gegen den Willen ihres Vaters als sein glückliches Weib heimführte, das brauche ich hier nicht ausführlich zu erzählen.

Der roh geformte silberne Schlüssel wird heute noch in der Familie Alden aufbewahrt.

Stiefelwichse und Liebe.

Eine Geschichte, die passirt ist. Von J. L.

Nachdem Napoleon der Erste, um die verhaßten Engländer zu ärgern, die berüchtigte Kontinentalsperre dekretirt hatte, durch welche fast sämmtliche Häfen des europäischen Festlandes der englischen Einfuhr verschlossen wurden, stiegen die Kolonialwaaren begreiflicherweise bald ungeheuer im Preise, so besonders auch der indische Rohzucker. In Frankreich war dies ebenso der Fall, wie in den anderen Staaten des Festlandes.

Um solcher Kalamität zu begegnen, wandte man sich in Frankreich und zur selben Zeit in Deutschland mit regem Eifer der Runkelrübenzuckerfabrikation zu, womit man sich auch schon früher beschäftigte, aber dann die Sache, weil zu schwierig, wieder aufgegeben hatte. Jetzt trieb die Noth zu neuen Versuchen auf diesem Gebiete.

Im Jahre 1812 lebte zu Montpellier der reiche Besitzer einer Zuckerraffinerie. Da unter den obwaltenden Zeitumständen indischer Rohzucker nicht mehr zur Genüge zu erlangen war, wandte er sich ebenfalls der Runkelrübenzuckerfabrikation zu, freilich mit nicht besserem Erfolge als andere Unternehmer. Man verstand es noch nicht, den Runkelrübensaft so zu klären, wie es nöthig gewesen wäre, um dem daraus bereiteten Zucker das weiße, schöne Aussehen des raffinirten indischen Zuckers zu geben. Der Runkelrübenzucker behielt, trotz aller Mühe, die man sich mit ihm machte, ein schmutziggraues, unappetitliches Aussehen.

Der erwähnte Fabrikant in Montpellier hatte eine schöne Tochter und einen hübschen Werkführer. So geschah es, wie schon so oft, daß die Liebe ihre Streiche machte. Der junge Mann verliebte sich in die junge Dame, womit sie sehr wohl, ihr Vater aber gar nicht zufrieden war. Um der Sache ein jähes Ende zu machen, entließ er ihn, und zwar auf ziemlich schroffe Weise.

In einer anderen Zuckerfabrik vermochte der unglückliche Liebhaber keine Anstellung zu finden, und doch war ihm daran gelegen, in Montpellier zu bleiben, um auch fortan der Geliebten möglichst nahe sein und sie zuweilen sehen zu können. Also beschloß er, selber Fabrikant zu werden, aber nicht etwa Zuckerfabrikant, denn dazu reichten ihm seine bescheidenen Mittel nicht hin, sondern Stiefelwichse-Fabrikant, wozu man, da keine großartigen Einrichtungen für den Anfang nöthig, nicht so viel Kapital braucht.

Hauptingredienzen für eine gute, schönen Glanz gebende Stiefelwichse waren damals — und sind's auch wohl noch heute — Syrup und Beinschwarz oder Knochenkohle. Dann gehören auch noch Walfischthran, Weinessig, Salzsäure, Vitriol und dergleichen mehr dazu. Doch ist das ausführliche genaue Rezept für unseren Zweck nicht nöthig.

Nun war damals, eben wegen der erwähnten verhängnißvollen Kontinentalsperre, der echte Zuckersyrup ein ebenso seltener und theurer Artikel als westindischer Rohzucker. Aber der junge angehende Stiefelwichsefabrikant wußte sich bald zu helfen. Er kaufte spottbillig von einem Runkelrübenzuckerfabrikanten eine Quantität dicken Runkelrübensaftes, der ganz schmutzig und anscheinend hoffnungslos verdorben war, so daß man darauf hatte verzichten müssen, denselben zur Zuckerbereitung zu verwenden. Zur Bereitung von Stiefelwichse aber mochte ja allenfalls dieser Saft noch lange gut genug sein.

Der junge Mann vermischte ihn zunächst mit einer tüchtigen Portion gebrannter Knochenkohle und ließ die Masse so über Nacht stehen. Als er am anderen Morgen nachsah, staunte er nicht wenig. Das Beinschwarz hatte sich nicht vermischt mit dem Saft, vielmehr denselben auf wundersame Art geklärt, alles Unreine aus demselben aufgesogen, so daß nunmehr aus dem Saft der reinste weiße Zucker fabrizirt werden konnte. Nachdem er dies mit Sicherheit ermittelt, verzichtete der glückliche Entdecker sofort auf die Fortsetzung der Stiefelwichsefabrikation.

Die Knochenkohle, welche sich gesetzt und gesammelt hatte, konnte, nachdem sie gereinigt, wiederholt für denselben Zweck gebraucht werden. Dies war sehr wichtig.

Freudevoll lief der junge Entdecker zu seinem früheren Prinzipal und sagte höchst aufgeregt zu ihm: „Wollen Sie mir nun Ihre Tochter zur Frau geben und mich zu Ihrem Compagnon machen, so überliefere und offenbare ich Ihnen ein Geheimniß, welches Millionen werth ist."

„Was ist das für ein Geheimniß?" fragte ungläubig und mürrisch der Fabrikant.

„Es betrifft die völlige Klärung des Runkelrübensaftes, also die Lösung eines Problems, welches bisher von Niemand gelöst werden konnte."

„Und Sie können das nun, meinen Sie?"

„Ja."

„Wie sind Sie denn darauf gekommen?"

„Indem ich Stiefelwichse zu fabriziren versuchte."

„Sie scheinen mir nicht recht bei Verstande zu sein, Herr!"

„Was ich sagte, ist die reinste Wahrheit. Sehen Sie hier den Beweis für meine Behauptung!"

Er zog aus der Tasche ein Fläschchen, welches mit völlig geklärtem Rübenzuckersaft angefüllt war.

„Das sieht allerdings merkwürdig gut aus," sagte der Fabrikant mit Interesse. Er prüfte, er schmeckte. „Ja, das ist wunderbar!"

„Und es war ein so unreiner Saft, daß Ihr Konkurrent denselben nicht verwenden wollte. Glauben Sie mir nun?"

„Ja," rief der Fabrikant, plötzlich wie umgewandelt, sehr freundlich. „Sie sind wahrlich ein großes Genie! Das bisher für unmöglich Gehaltene haben Sie richtig zu Stande gebracht. Sind Sie bereit, in meiner Fabrik, unter meinen Augen, einen neuen Probeversuch zu unternehmen?"

„Wollen Sie, wenn derselbe gut gelingt, mir die Hand Ihrer Tochter geben?"

„Ja, das will ich."

Die Beiden schüttelten sich die Hände. Abgemacht war's.

Der Probeversuch wurde ohne Verzug in's Werk gesetzt und fiel sehr günstig aus. So fand denn die Verlobung statt und bald darauf die Hochzeit. Der junge, glückliche Entdecker wurde der Compagnon seines Schwiegervaters. Fortan fabrizirten sie Runkelrübenzucker von weit besserer Art als zuvor, der an Schönheit und Weiße nichts zu wünschen übrig ließ. Da das Geheimniß der neuen Fabrikationsmethode auf die Dauer doch schwerlich hätte gewahrt bleiben können, so verkauften sie dasselbe für bedeutende Summen an andere Fabrikanten und gelangten dadurch rasch zu großem Reichthum.

Das Letzte auf dem Gebiete der ewig erfinderischen Gesellschaftsmode ist der Romanball, ein Kostümfest, auf dem sich die Gäste in den Gestalten zeigen, die die Phantasie ihres Wirthes, des berühmten Romanschreibers X. Y., der Mit- und Nachwelt schenkte. Natürlich hat der durch diese geistvolle Huldigung überraschte Herr des Hauses keine Ahnung davon — sollte auch die für den Ruhm ihres Mannes besorgte Gattin ihn wegen des richtigen Gewandes irgend einer Nebenperson hundertmal konsultirt haben. Da man nun nicht immer den Vorzug haben kann, bei einem berühmten Romanzier zu Gaste zu sein, bedarf der Gedanke, wie Tänzer den Herrn des Hauses zu ehren haben, sorgfältiger Ausbildung. Wie würde es z. B. das Herz eines genialen Fischhändlers erfreuen, wenn eine Dame als frischer Hering, die andere als Bückling erschiene? Schwierigkeiten würde eine Einladung zu dem Feste eines soliden Käsehändlers bereiten. Dagegen wäre die Sache bei einem Hoflieferanten, der seines Zeichens Selchermeister ist, wiederum leichter, denn wie hübsch würde sich ein junges Mädchen als „heiße Frankfurterin" ausnehmen? u. s. w., u. s. w.

* * *

Nachdem die Theater bereits die Garderobe, die Restauration und was noch alles vermiethet haben, ist ein Theaterdirector in Charleroi auf die Idee gekommen, seine Zwischenacte zu verpachten. Es hat sich ein Unternehmer gefunden, der sich das Recht erworben hat, in den Zwischenacten durch einen dramatisch und musikalisch begabten Ausrufer die Adressen und Reclamen der Kaufleute und Gewerbetreibenden von Charleroi und Umgegend anpreisen zu lassen. Die komischen Einfälle, mit denen der Ausrufer die Ankündigungen begleitet, haben schon so viel Anklang gefunden, daß der Unternehmer den Preis für eine Minute Anpreisung bereits verdoppeln konnte.